

»Ich will leben, auch wenn ich tot bin«

Das Moses Mendelssohn Zentrum erarbeitet eine Ausstellung über Valeska Gert und ihr bewegtes Leben in Tanz, Film und Kabarett

Die dreiundachtzigjährige Valeska Gert (1892–1978) reagierte erstaunt, als man sie in der seinerzeit ersten Talkshow (*Je später der Abend* vom 19.11.1975) fragte, mit welchem Resümee sie als ältere Dame auf ihre ereignisreichen Jahre vor und nach dem Zweiten Weltkrieg zurückblicke. »Wieso alt, ich bin doch nicht alt«, herrschte sie den Moderator an. Und wahrlich, ihre Präsenz, sei es der flotte knallrote Hosenanzug, der freche rabenschwarze Kurzhaarschnitt oder die erfrischend kokette Art, mit der sie sich den Fragen von Hansjürgen Rosenbauer stellte, zeugte von einem jung gebliebenen und ungebrochenen Geist und einer noch immer den Raum für sich erobernden und die Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Erscheinung.

Die 1892 als Gertrud Valesca Samosch im wilhelminischen Berlin geborene Tochter eines

Fabrikanten entdeckte schon früh ihre Leidenschaft für den Tanz, dem sie fortan eine neue, bislang nie dagewesene Ausdrucksform verlieh. Allerdings verfügte sie auch über schauspielerisches Talent, so dass sie bereits mit Anfang Zwanzig auf der Bühne stand, da Arthur Kahane (damals als Dramaturg am Deutschen Theater in Berlin tätig) sie an Otto Falckenberg an die Münchener Kammerspiele empfahl. Dort gab sie 1919 in Oskar Kokoschkas Uraufführung von *Hiob* ihr Debüt. Es folgten Rollen in Stummfilmen wie *Ein Sommernachtstraum* (1925) von Hans Neumann sowie *Freudlose Gasse* (1925), *Tagebuch einer Verlorenen* (1929) und *Die Dreigroschenoper* (1930/31) jeweils von Georg Wilhelm Pabst. Alles überragend war jedoch ihr neuartiger Tanz. Neben Mary Wigman zählt Valeska Gert zu den bedeutendsten Vertreterinnen der deutschen Ausdruckstanzbewegung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Seit 1933 wurde Valeska Gert jedoch in doppelter Hinsicht verfemt: Als Jüdin und als »entartete« Künstlerin, denn ihr »Grotesktanz« und ihre Tanzkarikatur galten den Nazis als »undeutsch« und »widernatürlich«.

Sie emigrierte zunächst nach England und anschließend in die USA, wo sie u.a. mit Hans Hofmann, Jackson Pollock, Robert de Niro sen. (dem Vater des Schauspielers) und Tennessee Williams verkehrte. In New York eröffnete sie eine kleine Bar, die schnell zum Geheimtipp wurde. Allerdings konnte sie in der »Neuen Welt« – und dieses Schicksal teilten viele der

im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte in Potsdam zu sehen sein.

Dass die »dolle Nummer« – wie Kurt Tucholsky sie einmal beschrieb – auch nach ihrem Tode noch präsent ist (und hier sei an das kopfzeilige Zitat aus Valeska Gerts Autobiografie *Ich bin eine Hexe* aus dem Jahr 1968 erinnert), zeigt sich auch darin, dass nachgebo-



Die norddeutsche Künstlerin Birgit Rautenberg-Sturm nennt diese Valeska Gert-Trilogie »Zucker – Brot – Peitsche«.

Emigranten – nicht an ihre früheren Erfolge anknüpfen. Valeska Gert kehrte 1947 nach Europa zurück und eröffnete zunächst in Zürich, anschließend in ihrer Heimatstadt Berlin ein Kabarett, in dem sie dem jungen Klaus Kinski ein Forum bot. Sie selbst schlüpfte u.a. in die Rolle der »KZ-Kommandeuse Ilse Koch«, jene für ihre Grausamkeit bekannte und 1951 verurteilte Frau des Lagerkommandanten des KZ Buchenwald. Im gleichen Jahr eröffnete sie den bis heute legendären »Ziegenstall« in Kampen auf Sylt, ein Nachtlokal, in dem die Kellner (u.a. Klaus Kinski) nicht allein für das leibliche Wohl, sondern auch für eine amüsant geistreiche Unterhaltung der Gäste sorgten. In den 1960er Jahren stand sie dann wieder vor der Kamera und spielte u.a. in Federico Fellinis Film *Julia und die Geister* (1965), Rainer Werner Fassbinders Serie *Acht Stunden sind kein Tag* (1972) oder Volker Schlöndorffs *Der Fangschuß* (1976). 1977 drehte Schlöndorff unter der Kameraführung von Michael Ballhaus einen Dokumentarfilm über Valeska Gert (*Nur zum Spaß, nur zum Spiel*). Dieser und weitere Filme mit Valeska Gert sowie Vorträge und Lesungen werden im Rahmen einer Ausstellung ab 20. April 2011

rene Künstler sich bis heute von ihr inspirieren lassen. Denn ihre gelebte Verbindung von Tanz, Schauspiel, Gesang und Kostüm beeinflusste nicht allein unzählige ihrer Zeitgenossen, sondern lebt auch nach ihrem Tod fort. Die Ausstellung zeigt die Strahlkraft von Valeska Gert in Fotografien u.a. von Suse Byk, Lotte Jacobi, Willy Maywald, Ulrike Ottinger und Herbert Tobias sowie in Collagen, Grafiken, Porträts und Skulpturen von Clemens Bautz-Zukanovic, Charlotte Berend, Christian Hinrich Claussen, László Moholy-Nagy, Wolfgang Müller, Birgit Rautenberg-Sturm und anderen sowie in Schrift- und zum Teil erstmals hörbaren Tondokumenten.

Elke-Vera Kotowski

Ausstellungseröffnung ist am 19.04.2011 um 19 Uhr im Kutschstall des Hauses der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte, Am Neuen Markt 10, 14467 Potsdam.

Begleitend erfolgen im Verlauf des Ausstellungszeitraums Filmvorführungen, Lesungen und Vortragsabende. Nähere Informationen unter: www.hbpg.de sowie www.mmz-potsdam.de

Emanzipation und Integration durch Kunst?

Berliner Kunstsammlerinnenkultur und weibliches Mäzenatentum

Die neue Erfahrung ist, daß im deutschen Vaterland an vielen Stellen auch von Frauen ernsthaft gesammelt wird.« Diese Feststellung traf die Kunstschriftstellerin Anna Michaelson (alias Jarno Jessen) 1912 im Vorwort des Kataloges »Die Sammlerinnen auf der Ausstellung ›Die Frau in Haus und Beruf‹ und verwies damit auf eine bis heute in Sammlungs-, Bürgertums- und historischer Frauenforschung nur marginal beachteten Facette der sozialen Topographie der Berliner Sammlerkultur des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts: die Berliner Kunstsammlerinnen.

Das kulturhistorische Phänomen des ästhetischen Sammelns und seine herausragende Bedeutung für die aufstrebende europäische (und amerikanische) Bourgeoisie des 19. Jahrhunderts wurde zwar bereits in vielfältiger Weise Gegenstand wissenschaftlicher Arbeiten, jedoch war fast all diesen Arbeiten die Annahme gemein, dass das Sammeln von Kunst eine rein männliche Domäne gewesen sei. Dieser Irrtum hypostasiert indirekt ein zeitgenössisches Rollenbild, das weibliche Sammlungen als »nicht ernst zu nehmend« darstellte, da Frauen die elementaren Voraussetzungen des Sammelns, wie die Fähigkeit zur kritischen Prüfung von historischer Relevanz und künstlerischer Qualität eines Kunstwerkes, abgesprochen und weibliche Sammlerinnen gleichsam als Dilettantinnen wahrgenommen wurden. Konträr zu diesen Annahmen existieren jedoch zahlreiche historische Belege dafür, dass Sammlerinnen mitunter herausragend qualitative – wenngleich weit weniger bekannte und gewürdigte – Sammlungen verschiedener Kunstrichtungen anlegten. Ebenso verhält es sich mit den heute nahezu unbekanntem großzügigen Schenkungen von Kunstwerken durch Mäzeninnen an Museen. Nicht selten wurden die gestifteten Werke zu Klassikern der Dauerausstellungen, wie beispielsweise Pierre-Auguste Renoirs Gemälde *Im Sommer* (1868) in der Alten Nationalgalerie zu Berlin, das Mathilde Kappel stiftete.

Das Wirken dieser Berliner Kunstsammlerinnen und Kunstmäzeninnen, die während der wilhelminischen Ära und der Weimarer Republik ein Teil des Berliner Kunstlebens waren, soll im Rahmen des Dissertationsprojektes in einer umfassenden sozial- und kulturhistorischen Studie untersucht werden.

Die Dissertation, die keine rein strukturelle Sammlungsanalyse anstrebt, muss sich freilich der zentralen Frage nach der Intention – dem »Atlas der Motive« (Peter Gay) – des weiblichen Kunst sammelns und Förderns stellen. Das ästhetische Kunst sammeln des Großbürgertums wird in der Forschung häufig als

»kulturelle Praxis« zur Steigerung sozialer Mobilität in Form der Überschreitung gesellschaftlich-ständischer Grenzen gedeutet oder aber, auf ganz ähnliche Weise, als wirkungsvolles Medium gesellschaftlicher Integration für einen verhältnismäßig hohen Anteil von Sammlern

als Interieur Gestaltung«, sollen Geschlechter- und Rollenbilder aus Fremd- und Selbstwahrnehmung, die in Bezug zum weiblichen Sammeln und Kunstfördern stehen, analysiert und durch eine kritische Einbettung in ihren gesellschaftlich-strukturellen Kontext dekonstruiert werden.

Nicht zuletzt ist auch die Untersuchung der Rezeption des Wirkens weiblicher Sammlerinnen und Kunstförderinnen von großem Interesse. Die vielfach angenommene These, dass eine – im Gegensatz zur staatlich antimodernen Abwehrhaltung im wilhelminischen Berlin stehende – liberale Praxis des Kunst sammelns beispielsweise zur Etablierung der Moderne, also zur kulturellen Verstetigung moderner Kunstrichtungen, beigetragen hat muss auch anhand des Wirkens der Sammlerinnen überprüft werden. Kann man Berliner Kunstsammlerinnen als kulturelle Mittlerinnen bezeichnen? Welche Bedeutung hatten Kunstsammlerinnen im Netzwerk der kulturellen Mittler, also neben weiteren Sammlern, Kunsthändlern, Künstlern, Museumsdirektoren und Kunstkritikern?

Keine der mindestens dreißig Kunst sammlungen hat sich geschlossen bis zum heutigen Tage konserviert. Dies steht in vielen Fällen in enger Beziehung zur Zäsur des Jahres 1933 und der einsetzenden Verfolgung vieler Sammlerinnen jüdischer Herkunft und deren teils als »entartet« verfeimten modernen Kunst sammlungen durch die Nationalsozialisten. Trotz der in einigen Fällen geglückten Flucht ins Exil war die Auflösung der Sammlungen auf Grund äußerer Repressalien die Folge. Deswegen sind die Namen der Sammlerinnen, wenn überhaupt, im Kontext von Kunstrestitutionsdebatten der letzten zwanzig Jahre bekannt geworden. Diese Namen wieder in ihren ursprünglichen Kontext einzufügen und darüber hinaus auf das interessante Phänomen der Kunstsammlerinnen aufmerksam zu machen und dieses angemessen zu analysieren, sind Motivation und »Herzstück« des Promotionsprojektes.

Anna-Carolin Augustin



Selbstinszenierung in Kunstkennerpose: die Sammlerin Cecillie Seler-Sachs (1854–1935) im Jahre 1912, im Katalog »Die Sammlerinnen« lesend.
©Staatliche Museen zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Ethnologisches Museum

jüdischer Herkunft, also als Form der Assimilation bzw. Akkulturation in die nichtjüdische Mehrheitsgesellschaft mittels Kunst. Inwiefern treffen diese Motive auch für die Berliner Sammlerinnen beziehungsweise deren Mäzenatentum zu? Lässt sich dieser intentionelle Katalog um spezifisch weibliche Interessen des Kunst sammelns und Förderns, beispielsweise durch eine bestehende Wechselbeziehung zur Frauenbewegung durch die gezielte Förderung von Künstlerinnen, also Kunst sammeln als »emanzipatorische Praxis«, erweitern?

Ebenso spielt die Analyse der allgemeinen kultur- und sozialhistorischen Bedingungen weiblichen Kunst sammelns- und Förderns in Berlin während der Zeitspanne von 1871 bis 1933 eine wichtige Rolle. Insbesondere Fragen nach »weiblichem Kultureinfluss« und »weiblichen Handlungsfreiheiten« vor dem Hintergrund einer sich entwickelnden Frauenbewegung und einer von weiblichen Emanzipationsbestrebungen geprägten und dennoch geschlechterspezifischen Rollenzuschreibungen verhafteten Zeit, sowie deren Kontinuitäten und Brüche im Zuge der sich verändernden politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse im gewählten Zeitraum, sind dabei von Relevanz.

Ein weiteres Element der Dissertation bildet die theoretische Auseinandersetzung mit der Geschlechtergeschichte des Sammelns hinsichtlich einer vermeintlich weiblich-ästhetischen Dimension des Kunst sammelns und Förderns. Anhand der Sammlungsprofile der Berliner Sammlerinnen und zeitgenössischen Diskursen, beispielsweise zu »Weiblichem Kunst dilettantismus« und der »Dekorativen Dimension des Kunst sammelns



Die Autorin, Jg. 1984, studierte an der FU Berlin und der Universität Potsdam Geschichte, Jüdische Studien und Kunstgeschichte. Sie promoviert am Kollegium Jüdische Studien des kulturwissenschaftlichen Instituts der Humboldt Universität zu Berlin.

Die Sprache der Großstadt

Die frühnaturalistischen Berlinromane Max Kretzers

st Berlin auch noch kein Paris, kein London, so wächst es doch mächtig heran, streckt es sich nach allen Seiten, um den steinernen Gürtel immer aufs Neue zu dehnen. Ganze Stadtteile sind seit einem Jahrzehnt entstanden, Straßenzüge schafft der Lauf eines Jahres.« (Dieses und die weiteren Zitate aus Kretzers Aufsatz »Zur Entwicklung und Charakteristik der Berliner Romans« von 1885.)

Das Berlin, welches der naturalistische Schriftsteller Max Kretzer ab 1880 in einer Reihe von Romanen, Novellen und Skizzen beschrieb, wuchs und veränderte sich mit einer Rasanz, wie sie die Geschichte bis dahin noch nicht gesehen hatte. In den Jahren von 1860 bis 1900 entwickelte sich die Stadt von einer verschlafenen Residenz in der märkischen Sandsteppe zu einem weltweit beachteten Zentrum von Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur, dessen Bevölkerung nach Millionen zählte. Wenn auch bekannte Autoren wie Theodor Fontane im gründerzeitlichen Berlin lebten und arbeiteten, findet es sich doch nirgendwo

so eingehend, so genau, so vielfältig und literarisch so interessant geschildert wie in den Texten des heute fast völlig vergessenen Max Kretzer.

Max Kretzer wurde 1854 in Posen geboren, kam als Kind mit seinen verarmten Eltern nach Berlin, wo er schon mit 13 Jahren in einer Lampenfabrik arbeitete. Autodidaktisch wurde er zum Schriftsteller, bis 1900 und dann

wieder in den 1920er Jahren erreichten seine Bücher hohe Auflagen. 1941 starb Max Kretzer in Berlin. Kretzer hatte die Schattenseiten von Berlins Aufstieg am eigenen Leibe kennengelernt und behandelt sie in seinen Büchern: »Zu gleicher Zeit häufen sich auch Not und Elend, entbrennt der Kampf ums Dasein aufs Aeufßerste in demselben Maße, in dem Reichtum und Luxus überhand nehmen.«

Darin ein Vorläufer der historischen Avantgarden, maß Kretzer seiner künstlerischen Arbeit eine unmittelbare gesellschaftliche Funktion bei. Seine Texte sollten zur Lösung der sozialen Probleme beitragen. Ein erster Schritt dazu war die Aufklärung: Kretzer suchte einem bürgerlichen Lesepublikum die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Arbeiter in den Vorstädten, in den Mietskasernen und Fabriken darzulegen. Darauf aufbauend, analysieren Max Kretzers Texte strukturelle Schwächen im gesellschaftlichen Gefüge, auf welche eine Vielzahl der sozialen Probleme zurückzuführen sind, beziehungsweise die Punkte, an denen zur Findung einer Lösung anzusetzen ist.

Kretzer bemängelt an der wilhelminischen Gesellschaft ihre zu geringe Transparenz und Solidarität. Deshalb fordert er zum Beispiel, den Arbeiterkindern durch entsprechende Förderung den gesellschaftlichen Aufstieg zu ermöglichen, wobei sich deren Fähigkeiten schließlich zum Nutzen aller entfalten könnten. Ferner kritisiert Kretzer die Fragmentierung der Gesellschaft in Klassen und Gruppen, die sich skeptisch und sogar feindlich gegenüberstehen. Als Beispiele für diese unglückliche und nichts Gutes verheißende Situation führt Kretzer immer wieder die antibürgerlich-aggressive Ideologie des Kommunismus, die verächtliche, oft genug rein ausbeuterische Haltung der »besitzenden Klassen« gegenüber den Arbeitern und schließlich den in allen Gesellschaftsteilen bis hin zu kirchlichen Würdenträgern verbreiteten Antisemitismus an.

Es ist mir wichtig, in diesem letzten Punkt Kretzers kritische Haltung herauszustellen, da er gelegentlich selbst in die Nähe des Antisemitismus gerückt wird. Sol-



Max Kretzer, um 1885.

© Staatsbibliothek zu Berlin



Berlin wächst! So malte Friedrich Kaiser 1875 das „Tempo der Gründerzeit“.

© Stiftung Stadtmuseum Berlin

che Vorwürfe stützen sich auf einige in der Tat äußerst kritische Passagen in Kretzers frühesten Texten wie »Die Verkommenen« von 1883. Schon in diesem Roman und später (»Drei Weiber«, 1886) noch deutlicher, distanziert sich Kretzer allerdings von antisemitischen Positionen. In dem Roman »Die Bergpredigt« von 1889 beschreibt Kretzer kaum verhüllt die offen antisemitische »Berliner Bewegung« und ihr Oberhaupt, Adolf Stoecker. Kretzer denunziert dessen christlich-soziale Politik als verlogen und den Antisemitismus als unchristlich und gesellschaftsschädlich.

Der große literarische Verdienst Max Kretzers besteht darin, mit dem »Berliner Roman« den modernen Großstadtroman in Deutschland begründet zu haben. Das bedeutet, die Großstadt bildet in seinen Romanen nicht mehr nur den Hintergrund der Handlung, vielmehr ist sie zugleich Gegenstand und Protagonist des Romans. Gegenüber der reinen und alles dominierenden Präsenz der Großstadt erscheint jede Handlung nur noch als ergänzendes Beiwerk. Deshalb wird die

Erzählung, die Narration gegenüber der Beschreibung und der Information unbedeutend und statt eines Verlaufs wird ein Zustand, der Zustand der Großstadt, geschildert. In Kretzers Romanen zeigt sich diese für die Moderne typische Entwicklung, wenn über Seiten eine bestimmte Szenerie oder eine Phase großstädtischen Lebens geschildert wird und der Autor sich dabei völlig von der Handlung und den handelnden Personen löst. In einigen dieser Passagen wechselt Kretzer sogar von dem Präteritum, dem konventionellen Tempus aller erzählenden Texte, wie selbstverständlich in das Präsens über.

Wie das schon Zola in seinem »roman expérimental« von 1880 darlegte, betrachtete Kretzer es nicht als die Aufgabe naturalistischer Literatur, Geschichten zu erfinden, sondern das zu skizzieren und zusammenzufügen, was er sah: »Für den Romanschriftsteller liegt der Stoff sozusagen auf der Straße, erlernt er nur die Sprache, welche die Häuserkolosse reden [...]« Diesen zentralen Satz Max Kretzers habe ich zur Vorlage für den Titel meiner Dissertation genommen. Aus dem Satz ist ersichtlich, dass Kretzer seine Darstellung der Großstadt an der Grenze zu mechanischen Verfahren sah. Unmittelbar und genau soll der durch die Sinne empfangene Eindruck der Stadt sein, und möglichst unverfälscht soll sich dieser Eindruck im Text wiederfinden. Damit nimmt Max Kretzer eine ästhetische und mimetische Extremposition ein, in welcher der kritische Umschlag, der endgültig die Moderne konstituiert, bereits enthalten ist.

Patrick Küppers



Patrick Küppers, geboren 1981, studierte an den Universitäten Potsdam und Perugia Germanistik, Romanistik, Philosophie sowie Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft. Er promovierte an der Universität Potsdam und ist Walther-Rathenau-Kollegiat.

Vorurteile im Vergleich

Eindrücke von der interdisziplinären Tagung über Islamfeindschaft und Antisemitismus in Tutzing

Sind Mohammed-Karikaturen die antisemitischen Postkarten von heute? Gleichen Anti-Moscheebau-Demos in Köln und Berlin dem »Juden-Raus«-Radau des Kaiserreiches? Bedient Thilo Sarrazin die gleichen Klischees gegen Muslime, wie Heinrich von Treitschke einst gegen die »Ostjuden«? »Absurd!« sagen die einen und schließen Vergleiche zwischen Antisemitismus und Islamophobie kategorisch aus. »Punktuell denkbar«, meinen die anderen – und versuchen die hochemotionale Debatte ein Stück zu versachlichen. So auch die Akademie für Politische Bildung Tutzing und das Moses Mendelssohn Zentrum Potsdam mit einer gemeinsamen Konferenz zum Thema »Feindbild Islam und Antisemitismus – ein umstrittener Vergleich«. Vom 21. bis 23. Januar trafen sich dazu Historiker und Sozialwissenschaftler, aber auch Pädagogen, Religionswissenschaftler und Journalisten am Starnberger See. Die perfekte Antwort, was an Juden- und Islamfeindschaft tatsächlich vergleichbar ist – und was eben nicht –, erwartete vernünftigerweise niemand.

MMZ-Direktor Julius H. Schoeps ließ gleich beim Eröffnungsvortrag keinen Zweifel, dass jüdenfeindliche Bilder und Klischees auch nach der Shoah in den europäischen Köpfen überdauert hätten. Antisemitismus besäße weiter »eine psychosoziale Funktion«. Professor Evyatar Friesel (Hebräische Universität) stützte dies mit Ergebnissen einer Analyse von mehreren Tausend deutschen Emails, Blogs und Chats der letzten 10 Jahre, deren Inhalt an den Zentralrat der Juden und die israelische Botschaft gerichtet war. »Antijüdische Vorurteile sind in Deutschland weit verbreitet«, so Friesels Fazit. »Der Ton wird schärfer, und negative Sichtweisen auf Juden teilen auch viele aus der gesellschaftlichen Mitte.«

gleichzusetzen. In den USA seien komparative Analysen schon viel weiter, das täte nun auch hierzulande. Not. Islamfeindschaft äußere sich mittlerweile auch in der Schändung muslimischer Friedhöfe und Moscheen.



Lebhafte Diskussion in Tutzing, hier mit Professor Evyatar Friesel (Jerusalem).

Eine deutlich breitere, systematischere Vorbereitung von Vergleichen zwischen Antisemitismus und Islamfeindschaft forderte der Brühler Politikwissenschaftler Armin Pfahl-Traughber. Er hält den Terminus »Islamophobie« für eine untaugliche Vergleichsschablone zum Antisemitismus, zumal das Wort als politischer Kampfbegriff der Islamisten auch gegen jedwede Kritik am eigenen Handeln instrumentalisiert würde. Stattdessen rät Pfahl-Traughber zur Einführung des Begriffs »Antimuslimismus«, wobei er sich auf »eine Feindschaft gegen Muslime als Muslime« beziehe. Möglichen Vergleichen zwischen Antisemitismus und Antimuslimismus will der Brühler Politologe gern ein mehrteiliges »Untersuchungsraster« vorschalten. So sei zu prüfen, inwiefern sich bei den jeweiligen »Diskriminierungsideologien« schon ein geschlossenes Weltbild entwickelt habe, welche Auswirkungen bisherige Feindbilder hatten – von der individuellen Aversion bis hin zum Genozid – und bis zu welchem Grad die jeweiligen Stereotype in der Mehrheitsbevölkerung verbreitet seien.

Aus architekturhistorischer und stadtsoziologischer Perspektive näherten sich Ulrich Knufinke (TU Braunschweig) und Thomas Schmitt (Max-Planck-Institut Göttingen) markanten Konflikten, die Juden und Muslime im christlichen Europa mit der Mehrheitsgesellschaft ausfochten und noch ausfechten. Architekturkenner Knufinke breitete ein Panorama jüdischer Synagogenbau-Tätigkeit im 19. Jahrhundert aus und beschrieb zugleich, wie lokale Behörden immer wieder versuchten, Einfluss auf Baustil und Standort der Gotteshäuser zu nehmen. »Letztendlich kamen viele Synagogen aber doch zustande«, resümierte der Braunschweiger Referent. Für den Geographen Thomas Schmitt, der aktuelle Moscheebaukonflikte nachzeichnete, war es schwieriger, verallgemeinernde Aussagen zu treffen. Ausgrenzungsstrategien gegen Moschee-Projekte seien in verschiedenen Städten zu beobachten. Andererseits, so Schmitt, hänge viel von den lokalen Akteuren vor

Ort, aber auch von der vorherrschenden öffentlichen Meinung ab.

Genau diese Meinung wird heute mehr denn je von Zeitungen, Fernsehen und Internet gemacht. Kein Wunder also, dass auch »Judentum und Medien« sowie »Islam und Medien« zu den Themen der Tagung gehörten. Dabei attestierte die Münchner Historikerin Monika Halbinger den deutschen Medien eine vergleichsweise kritische Israel-Berichterstattung, sprach aber auch von Mechanismen der »Schuldentlastung« und von philo-semitischen Stereotypen bei der Darstellung jüdischen Lebens hierzulande – was, so Halbinger, rasch auch »in sein Gegenteil umkippen« könne. Der Kölner Medienexperte Thorsten G. Schneiders beklagte, viele Redaktionen würden sich heute kaum die Zeit nehmen, ausgewiesene Islamwissenschaftler für eine differenzierte, profunde Berichterstattung zu engagieren. Schon am Vortag hatte der bekannte Berliner Professor Peter Heine in brillanter Weise die Vielfalt sunnitischer und schiitischer Lebensformen wie auch jene der theologischen Rechtsvorschriften im Islam skizziert. Vieles davon sei in Deutschland kaum bekannt, bedauerte Heine, was letztendlich auch der geringen Zahl von ausgebildeten Islamforschern und Asien-Experten geschuldet sei.



Dr. Monika Halbinger (München) beim Vortrag.

Frische Einblicke in heutige Minderheitensituationen in Deutschland lieferten Heinrich Olmer vom Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern und Mohammed Khallouk vom Zentralrat der Muslime. Bei der Podiumsdiskussion am Schlußtag sprach Khallouk von Angst und Vorurteilen in der deutschen Bevölkerung, aber auch von Unsicherheiten bei den Muslimen. Die Bundesrepublik, davon könne man ausgehen, sei kein islamfeindliches Land. Muslime würden in Deutschland viel lernen, aber sollten sich auch an eigenen Vorbildern orientieren. Für die vergleichsweise gut integrierte jüdische Bevölkerung konstatierte Heinrich Olmer ein Paradox: »Das Dazugehörigkeitsgefühl zur deutschen Gesellschaft nimmt zu, aber die jüdische Identität nimmt ab, und das ist jetzt ein echtes Problem.«

Am Ende fehlte in Tutzing die Zeit, um noch auf gegenseitige, jüdisch-muslimisch-christliche Wahrnehmungen oder auf Rückwirkungen des Nahostkonflikts auf die Atmosphäre in Deutschland zu kommen. Spannende Themen für eine weitere Tagung allemal. Und kritische Geister werden wieder willkommen sein.

Olaf Glöckner



Podiumsdiskussion mit Dr. Heinrich Olmer, Prof. Julius H. Schoeps und Dr. Mohammed Khallouk.

Fotos (3): Daniela Hilpert / Akademie für Politische Bildung

Juliane Wetzel vom Berliner Zentrum für Antisemitismusforschung (ZfA) betonte, dass die Islamfeindschaft den Antisemitismus nicht abgelöst habe, sondern beides nebeneinander bestünde. »Juden wie Muslime dienen als Sündenböcke für Wirtschafts- und Globalisierungsprobleme, und sie werden als innere Gefahr wahrgenommen«, sagte Wetzel. Es sei wichtig, strukturelle Ähnlichkeiten zu erforschen, ohne dabei

»Guter Schritt in die Zukunft«

Zustiftung des Landes sichert Existenz der Moses Mendelssohn Akademie

Als »ersten Schritt zur langfristigen Existenzsicherung der Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt« bezeichnet deren Direktorin Jutta Dick einen Zuwendungsvertrag in Höhe von drei Millionen Euro, der mit dem Land Sachsen-Anhalt geschlossen wurde. Die Vereinbarung hatten Ende Dezember Landes-Kultusministerin Prof. Dr. Birgitta Wolff (CDU) und Prof. Dr. Julius Schoeps, Vorstand Stiftung Moses Mendelssohn Akademie, unterzeichnet. Im Gegenzug soll die Moses Mendelssohn Akademie Halberstadt ab 2013 auf die institutionelle Förderung durch das Land verzichten.

»Dieser Betrag«, so die Kultusministerin, »ist eine Zustiftung des Landes zum Grundvermögen der Moses Mendelssohn Akademie. Die Gelder, so steht es im Vertrag, müssen zur Bewahrung und zur Pflege des jüdischen Erbes und der jüdischen Geschichte Sachsens-Anhalts eingesetzt werden.« Jutta Dick sieht darin ein deutliches Signal, dass Sachsen-Anhalt sich zur Akademie bekennt. »Es ist ein guter Schritt in die Zukunft unserer Einrichtung und zeigt, dass die Moses Mendelssohn Akademie in dieser Aufgabenstellung eine besondere Rolle in Sachsen-Anhalt einnimmt.«

Die Direktorin der Moses Mendelssohn Akademie verhehlt aber auch nicht, dass es ein langer Weg bis zu dieser Lösung war. »Die Akademie hat sich den Landesparlamentariern so intensiv präsentiert, dass uns wohl langsam der gesamte Landtag kennt«, meint Jutta Dick scherzhaft. Lokale Landtagsabgeordnete wie Gerhard Miesterfeld (SPD) und Dr. Detlef Eckert (Linke) begleiteten mit viel Engagement den Prozess. Frauke Weiß (CDU) besuchte in diesem Zusammenhang mit dem CDU- Arbeitskreis Kultur die Akademie.

Künftig wird die Moses Mendelssohn Akademie ihren Etat aus den Zinsen der Zustiftung erwirtschaften. Als Stiftung bürgerlichen Rechts bestand ihr Vermögen bisher allein aus Immobilien, dem Gebäudeensemble in der Unterstadt, ehemals Eigentum der Jüdischen Gemeinde Halberstadt. Die Klaussynagoge, das Grundstück der zerstörten Barocksynagoge sowie das Kantorhaus in der Bakenstraße und das Mikwenhaus (Ritualbad) in der Judenstraße wurden im Rahmen der nationalsozialistischen Verfolgungspolitik ab 1938 arisiert und zu DDR-Zeiten von der Städtischen Gebäudewirtschaft übernommen. Nach der Wende machte die Jewish Claims Conference Restitutionsansprüche geltend. Verhandlungen der Stadt Halberstadt mit der JCC hinsichtlich einer Überlassung der Immobilien zur Schaffung eines Ortes der Erinnerung scheiterten.

Auf Initiative von Raphael Nussbaum, dessen Familie aus Halberstadt stammte, kaufte 1996 der Berliner Kaufmann Manfred Wolff im Angedenken an seinen inzwischen verstorbenen Freund Nussbaum die oben aufgeführten Immobilien für die Arbeit der zu diesem Zweck im selben Jahr begründeten Stiftung Moses Mendelssohn Akademie an. Im Sommer 1997 konnte mit den Restaurierungsarbeiten begonnen werden. Die finanzielle Basis bildeten Fördermittel, die die Stadt aus Modellstadtmitteln gewähren konnte.

Es fehlte jedoch Kapital für die Finanzierung der inhaltlichen Arbeit. Die Bildungsarbeit der Akademie wurde ab 1998 mit Projektfördermitteln des Landes unterstützt, ab 2003 gab es Zuwendungen, die quasi einer institutionellen Förderung gleich kamen, ab 2005 flossen Fördermittel der Erlanger Moses Mendelssohn Stiftung.

»Der Betrieb der Halberstädter Akademie war grundsätzlich unterfinanziert, so dass wir immer wieder an das Land heran traten, um den Zustand zu ändern. Es war für Prof. Julius H. Schoeps und Manfred Wolff, die im Lauf der Jahre eine gute Million Euro in unser Haus investiert hatten, kein gutes Gefühl gewesen, als Bittsteller auftreten zu müssen. Die Idee, das Stiftungsvermögen aufzustocken, die bei der Aufstellung des Landeshaushaltes 2010/2011 von Parlamentariern entwickelt wurde, eröffnete einen Weg zu Lösung des Grundproblems«, so Jutta Dick.

Für Manfred Wolff zeugt der Schritt in die Zukunft der Akademie davon, dass das Land Vertrauen in die Qualität der Arbeit der Einrichtung hat und um Kontinuität bestrebt ist. Prof. Julius H. Schoeps sieht die Moses Mendelssohn Akademie als wesentlichen Ort der Vermittlung jüdischer Geschichte und aktuellen jüdischen Lebens, während das von ihm geleitete Moses Mendelssohn Zentrum Potsdam sein Schwergewicht auf die Forschung lege.

Er ordnet die Halberstädter Einrichtung in den Kontext der europäisch-jüdischen Tradition ein, in dem auch mehr als 300 Jahre die Klaussynagoge im Rosenwinkel stand.

Jutta Dick hebt hervor, dass die Akademie ohne die vielen ehrenamtlichen Helfer ihr umfangreiches Programm gar nicht bewältigen könne. Rund 20 Menschen unterstützen aus privatem Engagement oder über die Freiwilligenagentur des Diakonischen Werks im Kirchenkreis Halberstadt die Einrichtung in den verschiedensten Funktionen: als Museumsaufsicht, mit historischen Recherchen und Hintergrundarbeit. »Ihr Wirken genießt hier große Akzeptanz und Anerkennung.« Uwe Kraus

Neugierig auf Israel

Eine Foto-Ausstellung in Halberstadt

Sein imposantestes Geburtstagsgeschenk machte sich der Halberstädter Fotograf Ulrich Schrader, Träger des Harzer Kulturpreises 2010, am 2. Januar selbst. An jenem Sonntag wurde seine Ausstellung »ISRAEL VERTRAUTE FREMDE« in der Halberstädter Moses Mendelssohn Akademie eröffnet. Sie war bis zum 13. Februar zu sehen. Die Arbeiten waren im Frühjahr 2010 während eines Israel-Aufenthaltes entstanden. Zu sehen sind nun 39 vorwiegend großformatige Bilder. Besonders interessant wirken dabei seine zwei Israel-Triptychons. Die Arbeiten messen einen Meter in der Höhe und fünf Meter in der Breite. In ihrer Einführung stellte Jutta Dick, Direktorin der MMA, fest, das Projekt von Schrader folge geradezu idealtypisch der Konzeption der Einrichtung. Denn Schrader sei durch die Begegnung mit ehemaligen jüdischen Halberstädtern in der Akademie auf Israel neugierig geworden. Und der »Fotografenkollege« Michael Maor, den er 2009 als Fotograf auf einer von der F.C. Flick-Stiftung veranstalteten Vortragsreise durch Sachsen-Anhalt begleitet hatte, gab dann den entscheidenden Anstoß zur ersten Reise nach Israel.

Uwe Kraus



Am 13. November 2010 wurde anlässlich des 75. Todesjahres von Kurt Tucholsky im gleichnamigen Literaturmuseum Rheinsberg eine Ausstellung über Else Weil mit dem Titel »Fragmente eines deutsch-jüdischen Lebensweges« eröffnet. Else Weil war die erste Frau Tucholskys und das Vorbild für die Figur der Claire in der 1912 erschienenen Erzählung »Rheinsberg. Ein Bilderbuch für Verliebte.«

Die Ausstellung rekonstruiert in beeindruckender Weise auf der Grundlage erst in den letzten Jahren ausfindig gemachter Bilder und Dokumente das Leben Else Weils, die im Leben wie im Buch als Ärztin, als Jüdin und als emanzipierte Frau den Aufbruch in ein neues Zeitalter verkörperte. Sie wurde 1942 nach Auschwitz deportiert – ihr Name auf der Transportliste ist das letzte Dokument aus ihrem Leben.

Das Jahr 2012 wirft seine Schatten voraus. Anlässlich des 200-jährigen Jubiläums des am 11. März 1812 erlassenen Preußischen Emanzipationsediktes, das den Juden in Preußen die gleichen bürgerlichen Rechte und Pflichten wie ihren christlichen Staatsbürgern gewährte, plant das MMZ im kommenden Jahr eine Reihe wichtiger Veranstaltungen. Den Auftakt bildet am 20. Januar 2012 die Präsentation einer Festschrift aus Anlass des

20. Jahrestags der Gründung des MMZ mit zahlreichen Beiträgen ehemaliger und heutiger Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu den verschiedenen Forschungsschwerpunkten des Hauses.

Vom 11. bis 13. März 2012 findet eine Konferenz zum Thema »200 Jahre Emanzipationsedik in Preußen« im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte statt, und am 13. März 2012 wird zum gleichen Thema eine Ausstellung in der Brandenburgischen Landeszentrale für politische Bildung eröffnet.

Kunst gegen Valuta – Der staatliche Ausverkauf von Kunst und Antiquitäten zur Devisenbeschaffung in der DDR« ist der Titel einer Internationalen Tagung des MMZ in Kooperation mit dem Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte, die vom 15. bis zum 17. Mai 2011 im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte stattfindet: Auch in der DDR gab es Kunsthändler und Sammler. Neben privaten Antiquitätenläden oder Kommissionsgeschäften gewann zunehmend der staatliche Kunsthandel der DDR an Bedeutung. Mitte der 1950er Jahre als »Volkseigener Handelsbetrieb Antiquitäten« gegründet, kontrollierte er sowohl den Binnen- als auch den Außenhandel. Dies änderte sich Ende der 1960er Jahre. Der Bedarf an Devisen wuchs. 1966 schuf Alexander Schalck-Golodkowski den geheimen Wirtschaftsbereich Kommerzielle Koordinierung (KoKo). Dieser Wirtschaftsbereich handelte mit allem, was der DDR D-Mark und Dollar einbrachte, exportierte und importierte Embargowaren und begann sich auch für den Kunsthandel zu interessieren. 1973 wurden diese Geschäfte unter dem Dach der neugegründeten »Kunst und Antiquitäten GmbH« gebündelt. Ausgangspunkt der Warenbeschaffung für den Export sollte ein großangelegter Angriff auf die Museumsdepots der DDR sein. Die Museen sollten auf einen Schlag Kunstgegenstände im Werte von 55 Millionen Valutamark für den Export bereitstellen. Die Konferenz stellt den deutsch-deutschen Kunsttransfer in den Mittelpunkt und geht besonders auf die Situation der Sammler und die Rolle der Museen in der DDR ein.

Ein Gespenst geht (wieder) um in Europa – das Gespenst des Antisemitismus. Etwa die Hälfte der Schweizer sieht Israel einen »Vernichtungskrieg gegen die Palästinenser« führen, 39 Prozent der Italiener unterstellen Juden eine »besondere Beziehung zum Geld.« Fast 40 Prozent der Europäer meinen, die Juden »sollten aufhören, sich wegen des Holocaust als Opfer zu sehen.« Julius H. Schoeps (MMZ Potsdam) und Lars Rensmann (University of Michigan/Ann Arbor), bereits Herausgeber von »Feindbild Judentum – Antisemitismus in Europa« (2008), legen nun mit einer englischsprachigen Ausgabe »Politics and Resentment. Anti-Semitism and Counter-Cosmopolitanism in the European Union« im Brill-Verlag Leiden (506 Seiten, 140 Euro) nach. Hier kommt mit der Russland-Studie von Stella Rock und Alexander Verkhovsky eine höchst interessante Ergänzung, ebenso mit der Kontexterweiterung Antimodernismus – Antiglobalisierung – Antisemitismus (Rensmann). Sehr lesenswert ist zudem der neu hinzugekommene Aufsatz von Samuel Salzborn, welcher den deutschen Antisemitismus in seinen Spielarten »Schuldentlastung« und »Selbst-Viktimisierung« beleuchtet.

Editorial

Die vorliegende Nr. 50 unseres Mitteilungsblattes DIALOG lädt zu einem nachdenklichen Rückblick ein. Die erste Nummer des Blattes erschien im April 1988 und war überschrieben mit »Aussöhnung und Verständigung«. Damals handelte es sich noch um das Mitteilungsblatt des vom Verfasser dieser Zeilen gegründeten »Salomon Ludwig Steinheim-Institutes für deutsch-jüdische Geschichte« an der Universität Duisburg. Der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker hatte zur Eröffnung des Institutes ein Glückwunschsreiben gesandt, und die damals amtierende Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages, Annemarie Renger, die ebenfalls ein Schreiben geschickt hatte, sah in der Gründung des Institutes einen wichtigen Schritt, »um zu einer besseren Durchleuchtung des deutsch-jüdischen Verhältnisses« zu gelangen.

Damals konnte noch niemand ahnen, was sich alles ändern würde. Es kam der Fall der Mauer, die Vereinigung der beiden deutschen Staaten und in deren Gefolge 1992 auch die Gründung des Moses Mendelssohn Zentrums in Potsdam. Der DIALOG war fortan das Mitteilungsblatt des Zentrums und der 1994 in Halberstadt gegründeten Mendelssohn-Akademie.

Blättert man in den seit diesem Zeitpunkt erschienen Ausgaben des DIALOG, dann fällt auf, dass sich die Aufgabenstellungen des Potsdamer Zentrums und der Halberstädter Akademie im Verlauf der Jahre verbreitert haben. Waren es noch anfänglich die Fragen nach den historischen Problemzonen des deutsch-jüdischen Beziehungsverhältnisses, die in Untersuchungen, Konferenzen und Publikationen abgehandelt wurden, sind es mittlerweile Themenfelder geworden, die sich aktuelleren Fragestellungen zuwenden. Sie reichen von der Untersuchung der Integrationsschwierigkeiten russisch-jüdischer Zuwanderer, über Präventionsmaßnahmen gegenüber dem Rechtsradikalismus und Antisemitismus und der Erarbeitung von Vorschlägen neuer Gedenkformen (»Bibliothek verbrannter Bücher«) bis hin zu der demnächst bevorstehenden Konferenz »Kunst gegen Valuta«, in der der Umgang der DDR mit ihrer Kunst von Fachleuten thematisiert werden soll.

Die Verleihung der Mendelssohn-Medaille, die in den letzten Jahren an Charlotte Knobloch, Daniel Barenboim und an Berthold Beitz ging, ist mittlerweile fester Bestandteil der jährlichen Veranstaltungsplanung. In diesem Jahr geht zu unser aller Freude die Medaille an die große Liberale Hildegard Hamm-Brücher, die sich in den letzten Jahrzehnten große Verdienste um unser demokratisches Gemeinwesen erworben hat. Der Verleihungsakt wird am 16. Juni im Rathaus der Stadt München stattfinden.

In der Hoffnung, dass die Freunde unserer Arbeit uns auch weiterhin gewogen bleiben, grüßt aus Potsdam herzlich
Julius H. Schoeps

I M P R E S S U M

Herausgeber

Moses Mendelssohn Stiftung
Sebastianstraße 31
D – 91058 Erlangen
Telefon: 09131-61800
Fax: -618011
kladow@snafu.de

Moses Mendelssohn Zentrum

für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940
Fax: -2809450
moses@mmz.uni-potsdam.de
www.mmz-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie

PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710
Fax: -606713
mma-halberstadt@t-online.de
www.moses-mendelssohn-akademie.de

Redaktion

Dr. Ines Sonder/Moritz Reininghaus

Druck

druckhaus köthen

Bankverbindung

Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00